

SEEF EISIKOVIC

Erinnerungen
eines ehrbaren Fälschers

PICUS VERLAG WIEN

BOCKOV

Das Haus meiner Kindheit lag an der Hauptstraße des Ortes Bockov, in einer Landschaft, die man Sawoy nannte, was auf Ruthenisch Überschwemmungsgebiet heißt. Tatsächlich war unser Haus von drei Flüssen eingekreist: der Theiß, die auch die Grenze zwischen Rumänien und der Tschechoslowakei bildete, der Schopurka und einem Seitenarm der Schopurka. Gemeinsam bildeten sie ein U, in dessen Mitte unser Haus stand.

Unweit der Quelle der Theiß liegt Jasina, etwa fünfzig Kilometer östlich von Bockov entfernt. Ich erinnere mich gut an die Flößer, die das Holz flussabwärts von Jasina bis Szeged schifften. Die Theiß war ein jahrhundertealter Transportweg für Holz. Die Bäume wurden in Jasina geschlägert. Man baute die Flöße auf dem Trockenen, und bei Öffnung der Schleusen trieb das Holz dann flussabwärts bis nach Szeged. Eine Floßfahrt dauerte etwa eine Woche. Die Flößer waren meist huzulische Bauern. Ihre Bekleidung war aus dicker, gewalkter Schafwolle und um den Bauch trugen sie einen dreißig bis vierzig Zentimeter breiten, sehr schön verzierten Ledergürtel, der zur traditionellen Kleidung der Huzulen gehörte. So gekleidet war es nicht ungefährlich, ins Wasser zu fallen. Die Wolle saugte sich dann so voll, dass man kaum mehr eine Chance hatte, sich aus dem Wasser zu retten.

Ich glaube, dass auch mein Vater in seiner Jugend mit der Flößerei irgendwie zu tun gehabt hat. Auf dem Dachboden stand nämlich eine Truhe, in der er so manches Erinnerungsstück aus seiner Junggesellenzeit aufbewahrte. Dort fand ich eines Tages auch Steigeisen, wie sie die Flößer auf ihre Schuhe montierten. Sie hatten Eisenzacken an den Sohlen, um auf den Baumstämmen Halt zu haben und vom runden Holz nicht abzurutschen.

Es muss eine harte Arbeit gewesen sein, diese Riesenflöße zu manövrieren, vor allem bei Hochwasser, denn da wurde die Theiß zu einem reißenden Fluss. Ich habe einmal zusehen müssen, wie einer dieser Männer ertrunken ist. Das Floß ramnte einen Brückenpfeiler und ist auseinandergeborsten. Immer wieder sah ich den Mann auftauchen, seinen Kopf, seine Hände, bis er schließlich verschwunden blieb und abgetrieben ist. Kein Mensch konnte ihn retten. Solche Unfälle waren nicht selten. Falls ein Kind zur angegebenen Zeit nicht zu Hause war, lief man sofort zum Fluss, aus Angst, es könnte ertrunken sein. Wenn mein jüngster Bruder Chaim sich verspätete, musste ich das Ufer entlanglaufen, um zu sehen, ob er nicht irgendwo auf dem Wasser trieb. Es war immer dieselbe atemlose Runde im ganzen Ort. Jeder von uns konnte schwimmen, und trotzdem waren wir in Gefahr.

Die Theiß trat jedes Jahr über die Ufer und überschwemmte dann sintflutartig die tiefer gelegenen Ortsteile, das heißt den Sawoy und die Häuser ringsum. Wenn es, wie oft im Frühjahr oder im Herbst, tagelang regnete, stieg ihr Wasserspiegel rapide an, manchmal um bis zu zwei Meter. In unserem Hof stand einer dieser typischen Brunnen mit Querbalken und Seil. Bei Hochwasser konnten wir mit der freien Hand Wasser daraus schöpfen. Aber nicht nur das, oft mussten wir ausziehen, weil das Haus bis zu einem Meter unter Wasser stand. Dann übersiedelten wir zu einem Nachbarn, dessen Haus auf einem Hügel lag. Von dort aus beobachteten wir, wie unser Grundstück immer mehr unter Wasser geriet. Doch zuvor musste alles nach oben geschafft werden. Es war die Arbeit des Vaters, Hausrat, Tiere und Lebensmittel in Sicherheit zu bringen. Die Hühner wurden auf dem Dachboden untergebracht, und die Enten und Gänse schwammen in Haus und Garten herum. So schön hatten sie es nie wieder. Für uns Kinder war es das Schönste zu sehen, wie sich der eigene Garten allmählich in einen kleinen See verwandelte. Am Rande des Gartens floss ein Bächlein, das oftmals

vollkommen ausgetrocknet war. Sobald die Theiß und damit das Grundwasser anstiegen, wurde aus dem vertrockneten Bächlein ein richtig schöner Bach, auf dem ich gemütlich in Mutters Waschtrog herumrudern konnte. Hier hatte ich praktisch meine ersten Bootserlebnisse. Das Wasser war ein sehr wichtiges Element in unserem Leben. Damit sind wir aufgewachsen. Die jährlich wiederkehrenden Überschwemmungen begleiteten uns die ganze Kindheit hindurch.

Im Winter war die Theiß vollkommen zugefroren, und so bildeten sich nach der Schneeschmelze im Frühjahr riesige Eisblöcke von sicher einem halben Meter Dicke, die sich, von den Brückenpfeilern gestoppt, dort übereinanderstapelten. Um diese Staus aufzulösen und Überschwemmungen zu vermeiden, wurde Sprengstoff eingesetzt. Dabei gingen manchmal auch Brücken mit in die Luft. Wir waren immer gespannt, welche Brücke es wohl wieder erwischt hatte. Jede Überschwemmung riss Dämme weg und ließ Brücken einstürzen. Die Brücke, die wir auf dem Weg zur Schule überqueren mussten, verschwand dann über Nacht. Jedes Frühjahr gab es dasselbe Problem. Plötzlich waren da nur noch Pfähle, über die wir ans andere Ufer gelangten. Als wir klein waren, hat uns der Vater beim Überqueren dieser provisorischen Pfosten geholfen. Die Brücken wurden schnell wieder aufgebaut, hielten aber den nächsten Überschwemmungen trotzdem wieder nicht stand. Einmal sah ich, wie eine Kuh auf einer Eisscholle stehend flussabwärts trieb. In der Theiß sah man oft Haustiere schwimmen, die sich wohl neben dem Wasser aufgehalten hatten und vom Fluss mitgerissen worden waren. Kein Mensch hätte es gewagt, sie aus dem reißenden Strom zu retten. Sobald das Wasser abebbte, rannten wir aber los, um nach Fischen zu suchen. Die hatten sich irgendwo verfangen, und man brauchte sie nur noch aufzuklauben. Das war auch die Zeit, in der meine Mutter jedes Jahr aufs Neue gezwungen war, ihr Talent im Möbelstreichen unter Beweis zu stellen. Alles was ihr in

die Hände kam, wurde in den verschiedensten Variationen von Gelb gestrichen, nur Tisch und Sessel blieben davon verschont. Dann kam der Sommer, und wenn es nicht regnete, trocknete die Theiß fast gänzlich aus. Man konnte nach einer längeren Trockenperiode fast zu Fuß ans andere Ufer waten, denn bis auf einige Stellen, wie etwa in der Nähe von Brücken, war das Wasser in dieser Zeit nicht tief. Bei Regen stieg es aber schlagartig an. Als Kinder wurden wir gewarnt, bei Hochwasser nicht zu nah ans Ufer zu gehen. Es bestand immer die Gefahr, dass Uferland abbröckelt und vom Wasser mitgerissen wird. Die Theiß verlief in einer zum Teil engen Schlucht, nahe der Hauptstraße, an den breiteren Stellen lagen die Ortschaften. Von der Quelle bis zum Sawoy gab es ein steiles Gefälle und wenn man sich gut postierte, konnte man den Fluss kilometerweit sehen, wie er sich silbrig glänzend herunterschlingelte. Das war ein prachtvoller Anblick, den ich nie vergessen werde. Heute ist das nicht mehr so, alles ist verwahrlost. Auf der linken Seite der Theiß ist alles zugewachsen, sodass man gar nicht mehr bis zum Flussufer kommt. Es ist die Grenze zu Rumänien, ohne jedes Leben.

Bockov war und ist auch heute noch eine Ortschaft mit etwa zehntausend Einwohnern, unterteilt in Groß Bockov, Klein Bockov und Neu Bockov. Die Brücke über die Theiß reichte bis ins Zentrum der Stadt. Sie war Teil der Hauptstraße, die von Asch in der ČSR, dem Grenzort zu Deutschland, bis nach Jasina, ebenfalls ČSR und Grenzort zu Polen, verlief. Die Hauptstraße war nicht asphaltiert, sondern mit Split verwalzt. Über diese Straße marschierten die Ungarn ein, und auf ihr flohen die polnischen Soldaten vor den Deutschen nach Ungarn. Nach dem Zerfall der Monarchie und der Geburt der Tschechoslowakei wurde Karpatorussland an die Tschechoslowakei angegliedert, erhielt aber ebenso wie die Slowakei die volle Autonomie. Jeder Karpatorusse war somit automatisch Tschechoslowake; wobei die Betonung mehr auf Tscheche als auf Slowake lag, da diese im Gegensatz zu

den Tschechen nicht viel höher rangierten als die Karpatorussen selbst. Während der Zeit der Monarchie war Karpatorussland von der ungarischen Administration verwaltet worden, daher war die Amtssprache, die Sprache in den Schulen, Ungarisch. Meine Eltern fühlten sich als ungarische Staatsbürger und bis 1918 waren sie es auch. Die Tschechen bemühten sich natürlich, Karpatorussland so rasch wie möglich zu tschechisieren, und scheuten dafür auch keine Kosten. Sie brachten die gesamte Verwaltung unter ihre Kontrolle, genauso wie das Bildungswesen. Höhere Beamte, Gendarmen, Lehrer, Ärzte, alle kamen aus der Tschechei. In den Ortschaften entstanden kleine Kolonien von Tschechen, die aber unter sich blieben, wie in einem fremden Land. Da die Mehrheit der Bevölkerung aber aus Ruthenen bestand, gab es neben den tschechischen auch ukrainische Schulen. Jeder Schüler hatte die freie Wahl, ob er die ukrainische oder die tschechische Schule besuchen wollte. Meine Eltern hatten sich für Letztere entschieden, weil sie an das Aufblühen der Tschechoslowakei glaubten. Die ukrainischen Schulen wurden meist von Intellektuellen geleitet, die aus Sowjetrußland vor dem Kommunismus geflohen waren und in der Tschechoslowakei Asyl erhalten hatten. Sie bildeten die intellektuelle Elite der Region und eröffneten in Uschgorod sogar eine eigene Universität.

Als dann nach dem Einmarsch der Deutschen die Tschechoslowakische Republik zerfiel, sagten sich die Slowaken von den Tschechen los und erklärten sich zur selbständigen Nation, was, wie man weiß, von Hitler mit Wohlwollen akzeptiert wurde. Karpatorussland nutzte die Gelegenheit, um sich das erste Mal in der Geschichte selbständig zu machen, und hieß damals Zakarpatska-Ukraina. Die Regierung Woloschyn und das Parlament hatten ihren Sitz in Uschgorod. Diese Phase der Selbständigkeit dauerte allerdings nicht länger als vier Monate. Etwa im Juni des Jahres 1939 kam dann die große Befreiung »Heim-ins-Reich«, die Tschechen mussten flüchten, und Karpatorussland wurde

wieder an Ungarn angeschlossen, und zwar bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Unmittelbar danach war es für kurze Zeit Niemandsland, die Ungarn hatten sich zurückgezogen. Doch die Angliederung an die Sowjetunion war vorprogrammiert. Vier Monate nach Kriegsende annektierte die Sowjetunion einen Teil Polens, hatte damit eine direkte Grenze zu Ungarn geschaffen und bei dieser Gelegenheit auch die Karpaten vereinnahmt, die von da an zur Ukraine gehörten.

Wir Kinder sind mit drei Sprachen aufgewachsen. Meine Muttersprache war Jiddisch. In Bockov galt das Ruthenische als Umgangssprache, das Tschechische als Amtssprache. Jiddisch sprach man mit Juden, wobei auch unter den Ruthenen einige die jüdische Sprache ganz gut beherrschten. Da aber im Allgemeinen die Tschechen nur Tschechisch und die Ruthenen nur Ruthenisch verstanden, war es Sache und Schicksal der Juden, flexibel mit den Sprachen umzugehen. Man wechselte mühelos von einer zur anderen, ohne es weiter zu bemerken. Mein Name heißt im Jiddischen Wolf, im Tschechischen Wilhelm, im Ungarischen Willi und im Hebräischen Ze'ev. Heute werde ich in Israel Willi und in Österreich Seef genannt. Meine Mutter, geboren und aufgewachsen in der Grenzstadt Slatina, sprach Jiddisch, Rumänisch und Ungarisch, Ruthenisch aber beherrschte sie nicht. Das sprach wiederum mein Vater, der in Bockov geboren und aufgewachsen war; er verstand aber auch Rumänisch. Beide Eltern waren in die ungarische Schule gegangen und hatten damit auch diese Sprache gelernt.

Meine Eltern lebten nach ihrer Heirat in Slatina. Als wir von dort nach Bockov übersiedelten, ich war damals sechs Jahre alt, musste ich mich umstellen, da die einheimische Bevölkerung aus Ruthenen bestand. Die Sprache erlernte ich schnell, das Rumänische allerdings, das ich in Slatina gesprochen hatte, verlernte ich. Während meiner Schulzeit musste ich also unterschiedliche Schulsysteme, dazu noch in verschiedenen Sprachen durchlau-

fen. Das Schulsystem war unter den Tschechen folgendermaßen gegliedert: vier Klassen Volksschule, ein Jahr Vorbereitungs-klasse und drei Jahre Bürgerschule; unter den Ungarn hingegen vier Jahre Volksschule und vier Jahre Bürgerschule. Bis 1939 schaffte ich vier Volksschulklassen, eine Vorbereitungs-klasse und drei Bürgerklassen. In der dritten hatten wir als Fremdsprachen Ukrainisch und Deutsch. Als 1939 die Tschechen flüchten mussten, hörten auch die tschechischen Schulen auf zu existieren. Ich war einer der wenigen, schließlich der einzige jüdische Schüler, der die obligatorische letzte Klasse in der ukrainischen Schule fortsetzte. Der Antisemitismus begann Fuß zu fassen und somit für eine Beunruhigung unter der jüdischen Bevölkerung zu sorgen. Mein Vater hielt dies für eine Phase, die vorübergehen würde. Aus seiner Sicht war es wichtig, dass ich die Schule fortsetzte. Ich wurde als Jude weder von Lehrern noch von den Mitschülern als Außenseiter behandelt. Große Schwierigkeiten hatte ich in der Schule jedoch, weil ich die ukrainische Sprache nicht beherrschte, sondern nur das Ruthenische, das ein Dialekt des Ukrainischen war. Wenn ich etwas schreiben musste, schrieb ich es natürlich im Dialekt. Wir nahmen Klassiker wie Schewtschenko durch, die ukrainische Literatur, von der ich bis dahin nie gehört hatte. Und ich hatte auch nicht die geringste Ahnung von Grammatik. Und nun sollte ich plötzlich die Hochsprache beherrschen. Doch die Lehrer waren nachsichtig und ließen niemanden durchfallen. Das war alles im Jahr 1939. Ich saß also nach wie vor im ersten Stock der Schule und erlebte, wie die Tschechen flüchten mussten. Dann kamen die Ungarn, und so beendete ich die dritte Bürgerschulklasse in ungarischer Sprache. Da die Ungarn aber die Vorbereitungs-klasse nicht anerkannten, mussten wir noch ein weiteres Jahr in die Bürgerklasse. Da es dafür aber wiederum in der ungarischen Klasse keine Anwärter gab, wechselte ich in die ukrainische Schule und beendete 1940 meine vierte Bürger-klasse in Ukrainisch und Ruthenisch. Dann begannen bereits die

Judengesetze wirksam zu werden und so war ein Weiterlernen ausgeschlossen.

Trotz dieser vielen Wechsel war ich in dem Bewusstsein herangewachsen, ein tschechoslowakischer Staatsbürger zu sein, und hatte eine demokratische Erziehung genossen. Bockov war durch ein multiethnisches Leben geprägt. Es gab die Ruthenen, die nach griechisch-orthodoxem Glauben lebten, die Ukrainer, die Rumänen, die Ungarn, die der römisch-katholischen Kirche anhingen – der Katholizismus war in dieser Zeit auch Staatsreligion – und die Juden mosaischen Glaubens. In unserem Ort waren insgesamt drei russisch-orthodoxe Kirchen, in eine davon, die an der Hauptstraße stand, ging ich manchmal hinein. Diese Kirche machte auf mich einen sehr verwirrenden Eindruck. Sie war reich verziert und unterschied sich vom jüdischen Gebetshaus durch die vielen Bilder und Ikonen. Die Gläubigen schienen mir unterwürfiger zu sein als die Leute im Tempel. Es war zwar nicht üblich, aber niemand nahm damals daran Anstoß, wenn ein Jude eine christliche Kirche besuchte. Dann gab es zwei jüdische Tempel. Das waren rustikale, große Holzbauten ohne jede architektonische Verzierung, die zum Ausdruck gebracht hätte, dass es sich um ein Gebetshaus handelt. Im Allgemeinen merkte man aber am Lärm, dass man sich dem Tempel näherte. Es waren nicht nur die Gebete, die den Lärm verursachten, eine geläufige Redewendung war damals: »Das ist ein Geschrei hier wie im Tempel!«

Wie bereits erwähnt, war die weitaus größte Bevölkerungsgruppe der etwa zehntausend Einwohner in Bockov jene der Ruthenen. Der Begriff »Ruthene« ist nichts anderes als die latinisierte Form von Rus, der Name des mittelalterlichen Kiewer Staates. Unter den Habsburgern war er zur amtlichen Bezeichnung für die in der Monarchie lebenden Ukrainer geworden. Jüdische Familien gab es in Bockov etwa dreihundert, wenn man das mit vier multipliziert, gab es also insgesamt ungefähr zwölfhundert Juden

in der Stadt. Die Tschechen waren vor allem Legionäre, die einem tschechischen k. u. k. Regiment entstammten. Sie hatten sich bei den Russen in freiwillige Gefangenschaft begeben und gegen die Monarchie gekämpft. Diesen Legionären gestand man in der Folge jede Menge Privilegien zu. Das Mindeste war ein Posten als Gendarmeriebeamter oder bei der Finanzverwaltung. Die Tschechen waren im Allgemeinen gebildete Menschen, gewissermaßen die Elite, die man sich zum Vorbild nahm. Viele von ihnen waren in der Verwaltung beschäftigt. Die Ruthenen waren Bauern, teils reicher, teils ärmer, auf jeden Fall aber Bauern; unter ihnen gab es auch Analphabeten. Die Juden waren Handwerker, Händler, Tagelöhner, Hausierer und auch Schwerarbeiter. Und sie waren es, die vor allem den Handel in der Region belebten und damit den Bedarf an Textilien, Schuhen und Kolonialwaren deckten. Jedoch war das Ganze eigentlich nur ein Groschengeschäft. Später kam der »Tschechische Konsum« hinzu. Das war damals etwas sehr Modernes und hatte mit den kleinen Gemischtwarenläden, in denen man vom Besen über Fensterglas bis hin zum Schreibpapier alles bekam, nichts zu tun.

Die meisten Familien hatten einen kleinen Garten zur Selbstversorgung, und jene, die es sich vom Platz her leisten konnten, hielten auch Haustiere wie Hühner, Enten, Truthähne und Gänse. Die wurden dann zu den Feiertagen geschlachtet. Man versuchte auch, für den Winter Vorräte anzulegen, zum Beispiel Holzfässer voll mit Salzgurken oder Sauerkraut. Die Ernährung bestand damals vor allem aus Bohnen, Kartoffeln, Milchprodukten, Trockenobst, Äpfeln, Zwetschken und Schnaps; für die nichtjüdische Bevölkerung natürlich auch aus Schweinernem. Doch Fleisch hatte Seltenheitswert. Alle lebten bescheiden, auch die wenigen begüterten ruthenischen Familien. Sie waren über die Landwirtschaft zu Geld gekommen. Unser ruthenischer Nachbar hatte einen Sohn, der studierte, Dorfarzt wurde und später mit seinem eigenen Auto vorfuhr. Der Handel aber war, wie gesagt, fest in

jüdischer Hand. Er bestand aus nicht mehr als ein paar Kolonialwarengeschäften und aus zwei oder drei Textilläden. Die Armut war in den jüdischen Familien nicht geringer als in den nichtjüdischen. Wenn man bedenkt, dass meine Eltern sich bereits als besser situierte Bürger fühlten, so kann man sich vorstellen, wie es bei den Armen aussah. Im ganzen Ort gab es überhaupt keine Wasserleitungen, in den Höfen standen die obligatorischen Brunnen. Lichtspender waren Petroleumlampen und Kerzen. Später wurden Schulen, öffentliche Gebäude und einige Straßen mit elektrischem Licht ausgestattet. Glasfenster waren bei den Armen selten. Ihre Stelle nahmen Karton oder Holz ein, und das bei bis zu minus dreißig Grad im Winter. Viele Leute gingen in Fetzen gehüllt. Es herrschte große Armut, und diese Armut machte keinen Unterschied zwischen Juden und Ruthenen. Sie machte uns alle gleich.

Die meisten Häuser in unserer Ortschaft stammten noch aus der Zeit der Monarchie. Es waren Blockhäuser. Innen waren sie alle verputzt, außen hingegen nur wenige. Die meisten Wohnungen bestanden aus zwei Räumen. Die Bauern hatten in aller Regel nur einen Raum mit einem offenen Kamin und ohne Plafond, da es in den Häusern keinen Schornstein gab – der Rauch verflüchtigte sich unter dem Giebel mehr oder weniger. Auf jeden Fall rochen unsere Nachbarn immer wie Geselchtes. Am Giebelbalken war eine Wiege für das Baby befestigt. Das wurde somit gleichzeitig gewiegt und geselcht. Die Häuser hatten wegen der Kälte nur kleine Fenster und wegen des Schnees sehr steile Dächer. Die Fenster waren oft bis zum Frühjahr mit einer zentimeterdicken Eisschicht bedeckt. Die jüdischen Wohnungen wirkten um so vieles anders, weil sie einen Plafond hatten sowie einen Herd anstelle des offenen Kamins. Der Abzug wurde durch die nächstgelegene Wand nach außen geleitet. Auf die Ästhetik wurde dabei keine Rücksicht genommen. Brände waren, wie man sich denken kann, nicht so selten. Wenn wir den Dorftrommler hörten,

wussten wir schon, dass es wieder irgendwo brannte. Die ganze Ortschaft half beim Löschen mit, da die Gefahr bestand, dass sich das Feuer auf die Nachbarhäuser ausbreitete. Den Juden sah man am halb abgebrannten Bart immer an, ob sie mitgeholfen hatten. Ich glaube nicht, dass es damals eine Bauordnung gab. Vielleicht wurde sie später unter den Tschechen eingeführt. Bis 1939 gab es weder Straßennamen noch Hausnummern. Grundsätzlich waren die Ansiedlungen nach Ethnien getrennt. Die jüdische Bevölkerung lebte im Zentrum. Auf der einen Seite des Baches lebten die Ruthenen, auf der anderen die Juden. Und es gab auch welche, die ganz am Ortsrand lebten, fast im Wald, weit weg von jüdischen Nachbarn, wie die Familie von Ignaz Dub. Die Unterscheidung Jude oder Nichtjude hatte dabei keine Bedeutung. Diese Region hat nie einen Pogrom gekannt, im Gegensatz etwa zu Galizien in Polen oder anderen Regionen weiter im Osten. Man achtete sich gegenseitig, wenngleich man sich nicht unbedingt besuchte. Für einen orthodoxen Juden war es nicht ohne Weiteres möglich, in christliche Häuser zu gehen und sich dort bewirten zu lassen. Man war dort als Jude orthodox, ob man wollte oder nicht. Den störenden Faktor, der eine intensive Pflege nachbarschaftlicher Kontakte verhinderte, bildeten ausschließlich die religiösen Bräuche. So gab es auch kaum Mischehen zwischen Ruthenen und Juden. Freundschaften und Liebesabenteuer hingegen schon.

Wie schon erwähnt, wohnten wir am Sawoy, dem tiefsten Punkt der Ortschaft. Die freie Fläche, die wegen der Gefahr der Überschwemmung auch nicht bebaut werden durfte, war eine schöne große Wiese von bestimmt dreihunderttausend Quadratmetern. Auf diesem riesigen Platz wurden allwöchentlich der allgemeine Markt und einmal monatlich der Viehmarkt abgehalten. Das Einzugsgebiet war mehr als fünfzig Kilometer im Umkreis. Dieser Markt war ein Erlebnis. Dort sah ich zum ersten Mal, wie eine Kuh kalbte und wie Kühe mit vollem Euter zum Verkauf angeboten wurden. Ab und zu begann bei einer Kuh die

Milch zu rinnen und der Verkäufer massierte rasch das Euter. Jeden Mittwoch kamen die Bauern aus der Umgebung mit allerlei Ramsch dorthin, vor allem die Slowaken. Auf dem Sawoy konnte man neben Lebensmitteln wie Brot, Kartoffeln und Zwiebeln auch Badehosen und andere Kleidungsstücke kaufen. Und es war verlockend, auch mal etwas mitgehen zu lassen. Eine geklaute Karotte schmeckte nun mal um so Vieles besser als eine von zu Hause. Meine Großmutter kam immer wieder auf den Markt, um Brillen zu kaufen. Dort gab es einen Riesenkorb, in dem sie so lange wühlte, bis sie endlich die passende Brille gefunden hatte. Das Schönste aber war, wenn das Ringelspiel aufgebaut wurde. Da der Ort nicht elektrifiziert war, meldeten sich Jugendliche freiwillig, um es in Gang zu bringen. Sie kletterten auf die Zwischendecke des Ringelspiels und bewegten hier die Querbalken, an denen die Ketten befestigt waren, so hin und her, dass sich die einzelnen Sessel drehten. Eine Runde dauerte fünf Minuten. Das tat man zehn Runden lang, dann durfte man die elfte gratis fahren. Ich habe das auch oft gemacht. Diese Wiese im Sawoy diente aber auch als Fußballplatz, zum Radfahren und als Austragungsort für Raufereien. Dabei fanden sich immer auch Zuseher ein, die die Streithähne anfeuerten. Und die Feuerwehr von Bockov nutzte die Wiese als Exerzierplatz. Die Männer trugen Uniformen, Stahlhelme und waren organisiert wie beim Militär. Die Befehle wurden noch wie in der k.u.k. Zeit auf Ungarisch gegeben. Meist versammelte sich die halbe Ortschaft dort, um den Kommandos zuzuhören. Auch wir Buben versäumten keine Gelegenheit, dabei zu sein. Das Exerzieren fand zwei- bis dreimal im Jahr statt. Am Rand des Feldes stand dann immer ein Fass Bier, das an diesem Tag gratis ausgeschenkt wurde.

Das größte Bauwerk in Bockov war eine Fabrik mit dem Namen Klothilde, deren Hauptbüro in Budapest war. Diese Fabrik prägte unsere Ortschaft wie kaum etwas sonst. Es war ein großer Komplex, der aus vielen einzelnen Gebäuden bestand. Mehr als

tausend Menschen waren hier beschäftigt. Die Belegschaft setzte sich hauptsächlich aus Ruthenen und Juden zusammen. Die Sirene dieser Fabrik bestimmte unseren Tagesablauf. In der Früh um halb sieben hörten wir sie zum ersten Mal, dann nochmals um sieben Uhr – um diese Zeit wurde mit der Arbeit begonnen – und ein letztes Mal um vier Uhr, da war dann Feierabend. Die Sirene war zur zeitlichen Orientierung wichtiger als die Sonne. Die ganze Ortschaft richtete sich nach ihr. Auf Jiddisch fragte man, »hat es schon geblasen?«, um zu erfahren, in welchem Tagesabschnitt man sich befand. Um die Fabrik herum wohnten einige Familien ungarischer Abstammung, Ingenieure und Manager. Ansonsten hatten sich noch einige Handwerksbetriebe, Tischlereien, Holzverarbeitungs- und Transportbetriebe, Sägewerke und später auch eine Mechanikerwerkstätte angesiedelt.

Der Haupterwerbszweig der Einwohner von Bockov aber war der Schmuggel. Auf ihn begründete so mancher seinen Wohlstand. Natürlich gab es wie in jeder Ortschaft, gemessen an den Verhältnissen, auch gut situierte Familien, sowohl bei den Juden als auch bei den Nichtjuden. Die meisten aber waren arm von Geburt an und blieben es auch. Die kommunistische Partei hatte großen Zulauf. Der Beitritt zur Partei hinderte aber niemanden daran, weiter in die Kirche beziehungsweise in den Tempel zu gehen und die religiösen Gewohnheiten zu pflegen. Einer der Tempel stand gegenüber vom Bierlager. Die Leute saßen oft in kleinen Gruppen vor der Eingangstür auf der Schwelle und tratschten. Mein Vater war auch oft dabei. Er besaß viel Witz und konnte die Leute gut unterhalten.

Wir hielten Bockov damals für das Zentrum der Welt. Wenn jemand aus einer entfernten Stadt zu Besuch kam, sprach sich das in kürzester Zeit im ganzen Ort herum und jeder reckte den Hals, um einen Menschen, der reist und aus der Ferne kommt, zu sehen und zu bewundern. Das verband man mit der Hoffnung, dass man selbst auch einmal reisen würde. Tourismus war

noch ein unbekannter Begriff, Reisen aus Lust am Reisen gab es überhaupt nicht. Aber wir Kinder hofften sehr wohl, diesen Kreis irgendwann einmal aufzubrechen und die ganze Welt bereisen zu können. Mit sieben oder acht Jahren war ich eines der privilegierten Kinder, das manchmal mit einem Auto fahren durfte. Der Freund meines Vaters war Taxiunternehmer und hatte auch Pferdroschken. Ab und zu, wenn ich auf dem Weg zur Schule oder von der Schule nach Hause war, nahm er mich mit. Sein Auto sprang oft nicht an. Ich sehe es noch vor mir, wie er die Pferde vor das Taxi spannte, sie mit der Peitsche antrieb und immer wieder und wieder versuchte, den Wagen zum Anspringen zu bringen. Solche komischen Szenen gehörten bei uns zum Alltag. Zuerst gab es nur dieses eine Taxi im Ort, bis 1941 waren es bereits drei. Der technische Fortschritt war also um dreihundert Prozent angestiegen. Nun standen drei dieser tschechischen Pragas mehr oder weniger herum, weil die Leute entweder aus Geldmangel oder aus sportlichem Ehrgeiz zu Fuß gingen. Nur wenn jemand dringend ins Spital musste, leistete man sich ein Taxi. Ansonsten war es üblich, Strecken von bis zu zehn Kilometern zu Fuß zurückzulegen. Oft fuhr man auch per Anhalter oder teilte sich mit anderen eine Droschke. Ein Fuhrwerker blieb meistens stehen und nahm einen für ein paar Groschen mit. Manchmal wurden auch Wasserbüffel vor die Wagen gespannt. Die waren zwar um einiges langsamer, dafür aber sehr kräftig. Im Winter wurden die Droschken auf Kufen montiert. Das war für uns Kinder besonders aufregend, weil wir auf die Kufen aufsprangen und uns, vom Kutscher unbemerkt oder stillschweigend geduldet, transportieren ließen. Anfang der zwanziger Jahre war der Pferdewagen das gängigste örtliche Transportmittel. Der Bahnanschluss, der zunächst bis nach Slatina reichte, wurde noch zur Zeit der Monarchie bis nach Bockov weitergeführt, wahrscheinlich um den Abtransport der Fertigprodukte aus der Holzfabrik zu erleichtern. Per Bahn konnte man nach Bockov nur im Transit durch

Rumänien kommen. Das war eine Strecke von etwa fünfzehn Kilometern. Meine Großmutter erzählte uns, dass sich eines Tages die Nachricht von einem unheimlichen Wesen, einem Geist vielleicht, der schnauft, raucht und Feuer bläst, wie ein Lauffeuer im Ort verbreitet hatte. Die ganze Ortschaft pilgerte zur Bahnlinie, um die Lokomotive zu bestaunen und bei dem großen Ereignis dabei zu sein. Meine Großmutter aber verließ sich lieber auf ihre eigenen Beine. Als wir bereits in Bockov wohnten, ging sie diesen Weg von fünfzehn Kilometern mehrmals im Jahr zu Fuß, und das mit zwei vollen Taschen. Manchmal waren wir Kinder dabei, vor ihr oder hinter ihr laufend. Einmal hielt ein Fuhrwerker an. Sie ging neben ihm her, und so unterhielten sie sich. Nach einer Weile lud der Kutscher sie ein, aufzusteigen. Sie aber lehnte ab. Als Kind nahm sie mich oft auf ihren Fußmärschen mit. Warum hätten wir fahren sollen? Es waren ja auch Erlebnisse, diese Fußmärsche von Slatina nach Bockov.

Meine erste Reise mit der Bahn war ein Schulausflug nach Rahowo, etwa dreißig Kilometer östlich von Bockov. Solange ich in Bockov lebte, war das der entfernteste Punkt, zu dem ich gekommen bin. Bis zu Beginn des Krieges gab es für unsere Familie kaum eine Verbindung zur Außenwelt. Man reiste nicht, die Verwandtschaft kam nur aus der unmittelbaren Umgebung. Es gab kein Radio und die Nachrichten wurden noch durch einen Trommler verbreitet. Tageszeitungen konnte man zwar bekommen, doch bis sie in Bockov landeten, waren sie nicht mehr aktuell. Allzu viele Abonnenten gab es hier auch nicht. Erst als sich die politische Lage anspannte, sah ich meinen Vater oft, wie er mit Freunden beisammensaß, die Zeitungen studierte und debattierte. In dieser Zeit wurde die Zeitung zur wichtigsten Informationsquelle. Mein jüdischer Lehrer hatte die *Neue Zürcher Zeitung* abonniert, daher gehörte er auch zur Elite von Bockov. Wenn er gut gelaunt war, konnte es vorkommen, dass er sie weitergab. Doch bis 1939 gab es in diesem fernen Winkel keinen

wirklichen Grund, eine Zeitung aufzuschlagen. Dass Hitler 1933 an die Macht gekommen war, das hatten wir schon mitbekommen. Erst nach der ungarischen Besetzung gewann das Zeitungslesen an Popularität.